

Der Weinwagen des Ochsenwirts

Ein Schwank, erzählt von Amalie von Furtenbach

Dornstetten ist ein kleines Städtchen an der Grenze des Nordschwarzwalds. Es ist wegen seiner Lage und in seiner Glanzzeit als Festung bedeutend gewesen. Noch heute erfreut sich das heimatliebende Auge an dem altertümlichen, auf eine Bergnase hinausgebauten Städtchen. Innen hat es einen engen Marktplatz, um den schöne Fachwerkhäuser stehen. Da ist das breite Rathaus mit seinen zwei, drei Kornböden und gleich daneben das Gasthaus zum Ochsen. Nicht das geringste gibt der „Ochsen“ dem städtischen Rathaus nach: er ist ebenso hoch, breit und stattlich. Die Ochsenwirte sind und waren allezeit wohlhabende Wirte und so rechtlich als ihr Beruf es nur zuließ. Von jeher sind sie darauf bedacht gewesen, ihren Wein aus bester Hand zu beziehen. Dazumal war das Elsaß die beliebteste Weingegend. Alljährlich im Herbst fuhr der Ochsenwirt mit eigenem Fuhrwerk nach Straßburg zum Weineinkauf. Sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater hatten es schon so gehalten. Und allemal stand vor dem „Ochsen“ der Weinwagen mit seinen zwei Fässern über Nacht reisefertig.

Der Ochsenwirt war gründlich; für eine solche wichtige, weite Reise, wie er sie morgen vorhatte, bereitete er auch das Kleinste genau vor. So lagen die Fässer auf Faßlagern, Stroh war untergeschüttet und jede Nabe glänzend geschmiert, daß auf den steinigen Straßen kein unnötiges Rütteln verursacht würde und auch die Pferde geschont würden. Nachdem der Ochsenwirt mit seinem Knecht noch einmal alles nachgesehen hatte, ging man im „Ochsen“ zeitig zur Ruhe. Um drei Uhr wollten sie zum Städtle hinausfahren. Dem Nachtwächter hat er seinen Weinwagen noch einmal besonders ans Herz gelegt und der hat auch sein Bestes für die Nacht versprochen.

Vorn und hinten eine Laterne, stand der Wagen vor dem Gasthause grade an der Stelle, wo der Marktplatz sich verengt, so daß aus ihm die schmale Hauptstraße des Städtleins wird. Die Giebel reichen dort einander in ihren höchsten Stockwerken beinahe die Hände; nur ein schmaler Himmelsstreifen bleibt sichtbar. Und aus dem fiel eine Sternschnuppe herunter; „und das bedeutet Glück“, sagte laut der Nachtwächter, der in diesem Augenblick den „Ochsen“ passierte, um die zwölfte Stunde anzusagen. Allein im halben Spruch erstarrte er jählings: zwei junge Burschen torkelten plötzlich vor ihm her, so nah, daß er einen hätte greifen können! Just die zwei, die er schon seit Tagen dingfest zu machen trachtete und die ihm stets entschlüpfen waren. „Wartet ihr Kerle“, knurrte der Rauser-Jakob, „heut fang ich euch“. Tat einen großen Schritt – seine Hand griff ins Leere, er stürzte. Klirr der Laterne, Schlag der Hellebarde belferten durch die Stille. In lohendem Zorn und Amtseifer raffte er sich auf, den Zechbrüdern nach. So oft die Hand des Gesetzes sich nach ihnen ausstrecken wollte, glitten sie in einen Schatten, um eine Hausecke. Aber er wollte sie

ganz gehörig hineintreiben, sie würden schon genug kriegen! Wozu auch kannte er jedes Eck und jeden Winkel? Endlich, endlich hatte er seine zwei Nachtbummler in dem dunkelsten engsten Winkel zwischen der alten Zehentscheuer und der Stadtmauer. Das kleine Törlein dort war verschlossen und verrostet, da entwich ihm keiner. Er stellte sich breitbeinig mit seiner Hellebarde vor die zwei Nachtgesellen. Aber zum Henker! Die zwei Saufbrüder waren von einer zähen Sorte und er, der Nachtwächter Rauser, hätte besser getan, sogleich den Polizeidiener Wilhelm Klumpp zu alarmieren. Es war mehr als ein Heldenstück, die zwei unruhigen Gesellen mit der Hellebarde in Schach zu halten, immer wieder wollten sie ihm ausbrechen. So lief die sternenhelle stille Nacht dahin, ohne daß der Nachtwächter es merkte oder eine Stunde ausgerufen hätte.

Was war das? Rief da nicht einer? Jetzt! deutlich: „Mordio! Diebe! Räuber!“ Der Nachtwächter wandte sich der Schallrichtung zu. Lauter, durchdringender: „Mordio! Diebe! Räuber!“ Wie ein Blitz fiel es ihn an, und er schrie „Der Weinwagen!“ Rannte zum Markt hinunter. Die vermeintlichen Saufbrüder enteilten. „Der Weinwagen!“ Das brüllte schon nicht mehr der Nachtwächter alleine, das rief der „Ochsenknecht“ dem Wirt zu und der Wirt dem Nachbar und der Nachbar dem Nachbar.

Mit dem Glockenschlag drei war der Jörg Ul vom Ochsenwirt vors Haus getreten, seine beiden gefütterten und gestriegelten Rosse am Halfter. Er hatte schon die Zugleinen gefaßt, daß er einhaken könne, der Kleinknecht sollte ihm leuchten mit der Stallaterne. Und der leuchtet hin – – und es ist kein Wagen da!

„Himmel, Kreuz und Doria!“ fluchte der Jörg Ul. „Du grausiger Herrgott von Biberach, was soll das heißen?“ „Der Wagen ist fort, gestohlen ist der!“

Der Wirt dagegen ist stumm und stier vor Schreck: Gestohlen? Verhext ist der, denkt er grausend und wirft sogleich mit rauhem Fluch diesen Verdacht ab, er ist ein aufgeklärter Mann und glaubt bei ruhigem Blute nicht an „Sympathie“ und Hexerei – aber daß sein Wagen fort ist, und daß es keiner gemerkt hat, das ist unfassbar . . .

Als hätte einer in einen Ameisenhaufen gestochen, ist plötzlich der Marktplatz voller Menschen. Sie schwatzten aufgeregt durcheinander oder suchten da und dort im Städtlein herum, bis die Sternennacht in einen lichten Funkelmorgen entwichen war. Nun sich auch am helllichten Tage der Weinwagen nicht wollte finden lassen, zogen sich allmählich auch die Unentwegten zurück an ihre Arbeit, übernünftig und zerstreut. Das Fragen und Munkeln wollte gar nicht aufhören.

Mit dem Mittagläuten strömte das junge Volk aus der Schule. Ein ganz kleines Schulmädchen hob sein Näslein einem Schmalzküchleingeruch und seine Äuglein einem Schwarm Tauben nach, die sich, weiß und friedlich, auf dem Rathausdach niederließen. Und plötzlich streckte es sein Fingerlein in die Höhe und schrie: „Da!“ und lauter „Da!“ Gleich waren es zwanzig Finger, die zeigten, vierzig Kehlen, die schrien: „Da!“

Vom halbangerichteten Essen liefen die Hausfrauen weg, von der unfertigen Arbeit die Bürgersmannen. Da! Aus der Luke vom allerobersten Rathauskornboden stach die Deichsel von des Ochsenwirts Weinwagen gradaus in die Tagesbläue hinein . .

Der Polizeidiener ist den ganzen Tag schon kopfschüttelnd herumgestanden. Er war ein Lediger, im Dienste der Stadt ergraut. Dennoch, ein nettes Mädchen sah er recht gerne, und manchmal träumte ihm auch – etwas aus den Tagen der Jugend. Was ihm aber heute nacht geträumt hat, ist so wunderbarlich, daß es ihn weit mehr beschäftigt als der Spuk von dem Wagen des Ochsenwirts. Der Polizeidiener hat also geträumt, mitten in der Nacht sei seine Kammertür ganz leise und weit aufgegangen und die Amei, seine schöne junge Schwestertochter sei hereingekommen und geradeswegs auf sein Bett zu, sie habe sich über ihn gebeugt, daß es ihm fast die Brust beengte und habe ihn auf seine alten bärtigen Lippen geküßt. Oh, es war ein voller, weicher, warmer Mund – er hat viel zu kurz auf dem seinen geruht – und so alt er ist, es schauert ihn, den Polizeidiener, durch und durch, wenn er dem Traum nachdenkt. Er tut es vielemale heute, wo keiner was anderes denkt als: „Der Weinwagen!“

Die Leute sind ins Rathaus gestürmt und drücken einander auf den breiten feierlichen Stiegen. Sie wollen alle dabei sein, wenn der Polizeidiener den obersten Dachboden aufschließt. Er ist doch allmählich ein arg Alter, der viel zu lang braucht, bis er sich dreht! Was läßt der einen heute warten! Es ist aber nicht vom Alter gekommen, daß es so lange gedauert hat, bis der Gewaltige erschien: scharfes Nachdenken braucht seine Weile. Und jetzt eben war es nötig, scharf nachzudenken. Er hätte unter Eid beschwören können, daß der Schlüssel vom obersten Rathauskornboden am Schlüsselbrett über seinem Betthaupt der dritte war mit dem Bart nach links und daß er gestern abend um zehn Uhr so gehangen ist. Und jetzt, wie er ihn wegnehmen will, am lichten Mittag, hängt dieser nämliche Schlüssel mit dem Bart nach rechts! Das war noch nie da! Es war doch eine verhexte Nacht . .

Nachdem endlich die Kornbodentüre aufgeschlossen war, sind die Ungeduldigsten atemlos die Stiege hinaufgerannt. Und wirklich! Auf dem allerobersten Kornboden stand der Weinwagen! Tadellos aufgestellt, kein Hälmlein Stroh fehlte, keine Nabe! In den Spundlöchern der beiden Fässer steckten sogar Blumensträußchen!

Gefoppt waren sie alle miteinander: die Herren des Gesetzes im Nachtwächter, der sich seiner Ruhmestat mit den Randalanten besonnen und sie erzählt hat. Im Polizeidiener auch, aber der schwieg, schwieg um seiner heiklen Amtsehre willen. Gefoppt waren die Bürgersmannen und die Bürgerfrauen.

Aufgekommen ist es nicht, wer den Streich ausgeheckt und wer Beihilfe geleistet hat. Sämtliche Jungmannen haben ohne Gnade anrücken, den Wagen auf dem Kornboden abschlagen und vor dem Gasthaus zum Ochsen wieder zusammensetzen müssen und beladen mit den beiden Fässern auf ihren Lagern über den Strohschütten

und keine Nabe durfte vergessen werden. Es ist ihnen merkwürdig rasch und leis von der Hand gegangen . .

An andern Morgen fuhr der Ochsenwirt um drei Uhr ab nach Straßburg zum Weinkauf. Bald darauf hat die schöne Amei Hochzeit gehabt mit ihrem Glaser-Fritz. Dem Hochzeitszug ist der Polizeidiener vorausgegangen, aufrecht und würdevoll.

Der Glaser-Fritz, der ist mein Urgroßvater gewesen.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

X. Vieh und Haustiere

(In den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln IV, VI, IX, XIX, XX)

Die Haustiere und manche wilden Tiere bildeten von jeher ein natürliches Stück im Lebenskreis des Menschen. Sie gehören heute noch als selbstverständlicher Teil wenigstens in den des Bauern, des Dorfbewohners. Unzählige Glaubensvorstellungen knüpfen sich an sie (das Tier als Zukunftsverkünder usw.). In Redewendungen der Volkssprache, in der Volkserzählung, in Sprichwort und Redensart, in Gegenständen der Volkskunst haben diese ihren Niederschlag gefunden. Auch die Benennungen und Namen, die man für die einzelnen Tiergruppen und Tiere hat, geben viel Aufschluß über die Stellung des Menschen zum gesunden und zum kranken Tier. Wer allein schon sie sammelt und auf ihre Grundbedeutung, ihren Inhalt und ihren Gehalt prüft, hat tiefe Einblicke in die Seele des Volkes zu erwarten. Über den Einzelheiten mehr äußerlicher Feststellungen, zu welchen dieses Kapitel anregen will, darf der Gesichtspunkt „der Mensch und das Tier als sein Freund und Feind“ nicht aus dem Auge gelassen werden.

Bei der Frage nach Viehzucht und Tierhaltung – das ganze Sachgebiet strotzt von wertvollen Wörtern und Benennungen – empfiehlt es sich, vom Ort der Unterbringung der Tiere auszugehen. Es ist zu beobachten, wo der Stall liegt, wie er eingerichtet ist (Zugang, Lüftung, Futtergang, Futterloch, Mistbeförderung), welche Tiere er beherbergt. Oft gibt es für die einzelnen Gruppen von Tieren (Großvieh, Kleinvieh, Rosse, Geflügel, Kleintiere) verschiedene Ställe. Die Stellung der Tiere im Stall kann örtlich verschieden sein; sie sollte beachtet werden.

Die Ansichten über Stallfütterung und Weidgang wechselten und wechseln nach Zeit und Ort. In früheren Jahrhunderten herrschte der Weidgang; dann gab es in unserer Gegend wohl nur noch die Stallfütterung; heute neigt man wieder zur Weidewirtschaft. Wie ist es in den einzelnen Orten? Wie wird der noch bestehende oder wieder aufkommende Weidgang ausgeübt, zu welchen Zeiten und wo (Waldweide, alte Holzwiesen, Jungviehkoppel; Herbstweide; Hüter und Hirtenwesen